

Vorüberlegung

Wozu braucht die Christenheit ein Glaubensbekenntnis?

Der 1. Petrusbrief erteilt seinen Lesern den Rat: „Seid allezeit bereit, Rechenschaft abzulegen gegenüber jedermann, der von euch den Grund wissen will für die Hoffnung, die in euch ist.“ (3,15b)

Das schreibt, wie aus dem Brief zu erschließen ist, ein hochgebildeter Christ im Namen des Petrus an Gemeinden des ausgehenden ersten Jahrhunderts, als deren Problem er für die nahe Zukunft voraussieht, dass ihnen aus der heidnisch-römischen Gesellschaft nicht nur wie bisher Skepsis und Ablehnung entgegenschlagen, sondern sie auch akuten Verfolgungen ausgesetzt sein werden (4,12ff).

„Rechenschaft“ soll ein Christ ablegen können von seiner „Hoffnung“. Der Begriff ‚Glaube‘ begegnet, trotz seiner sonstigen Verbreitung, hier nicht. Man könnte vermuten, der Rat zielt darauf ab, nicht einfach die reinen Inhalte des Glaubens aufzusagen, sondern in positiv einladender Weise darzulegen, welche ‚Hoffnung‘ in den Christen lebt, und so die neue Religion als eine von Grund aus positive Orientierung zu beschreiben, etwaigen dumpfen Verdächtigungen die Grundlage zu entziehen und nach Möglichkeit sogar zum Teilen der Hoffnung ansteckend einzuladen.

Gleichwohl schließt das Schildern der ‚Hoffnung‘ ein Darlegen des ‚Glaubens‘ nicht aus, sondern ein. Nur wird das, worüber ‚Rechenschaft‘ abgelegt werden soll, mit dem Wort ‚Hoffnung‘ hier nicht angesprochen als statischer Katechismushalt, gar als Dogmenbestand, sondern als dynamisch lebendige Kraft eines positiven Denkens. Der 1. Petrusbrief formuliert in charakteristisch ähnlicher Weise schon in 1,3, Gott habe die Christen „wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung“; und in 1,21 stehen ‚Glaube‘ und ‚Hoffnung‘ wie Parallelbegriffe nebeneinander, der eine den anderen erläuternd: glaubensvolle, vertrauende Hoffnung können Christen zu Gott haben, hoffendes Zutrauen.

Ein Glaubensbekenntnis überzeugt dann, wenn es mehr ist als ein Inhaltsverzeichnis von Lehrparagrafen, wenn es offenlegt, welchen inneren Gewinn der Glaubende aus seinem Glauben zieht.

Das kann freilich ein auswendig gelernter und womöglich mechanisch

hergesagter Text schwerlich leisten. An einen memorierten Fremdtext als Antwort auf die Fragen der Nichtchristen ist im 1. Petrusbrief auch kaum gedacht, sondern an eine Antwort, die dadurch zu überzeugen vermag oder zumindest deshalb respektiert werden kann, weil sie in authentischen eigenen Worten ergeht und Einblick verleiht in das Denken dessen, der eine solche belebende neue ‚Hoffnung‘ hat, in seine Lebensphilosophie, seine Ethik, seine Selbstwahrnehmung, und in all diesen Bereichen vor allem seine Erfahrungen mit Gott und der neuen jungen Bindung an Christus.

Ein ‚Glaubensbekenntnis‘ legt den Glauben dar, aber es ist auch ein ‚Bekenntnis‘. Zum Bekennen gehört, dass die Inhalte des Geglauten in Beziehung gesetzt werden zu der mit ihnen gemachten oder gerade an ihnen gewonnenen Lebenserfahrung. Ein gedankenlos aufgesagter Fremdtext, zumal wenn er in Worten vergangener Jahrhunderte ergeht, erfüllt diese Anforderung nicht.

Jährlich beobachtet man als Pfarrer, wie Konfirmanden, die ihre eigene reflektierte Lebenserfahrung zu gewinnen eben erst begonnen haben, sich redlich mühen, das Glaubensbekenntnis auswendig zu lernen, es trotz aller gegebener Erklärungen jedoch letztlich als seltsames Fossil empfinden, es hier mehr und dort weniger verstehen und die gelernten und aufgesagten Sätze nicht mit lebendiger eigener Einsicht füllen können.

Generationen evangelischer Christen haben, zumal im Konfirmandenunterricht, das Apostolische Glaubensbekenntnis samt der Auslegung Martin Luthers aus dem Kleinen Katechismus von 1529 auswendig gelernt. Luthers Absicht war es, die ‚Hauptstücke‘ des christlichen Glaubens den in der Reformationszeit neu nach dessen biblischen Grundlagen fragenden Menschen nahezubringen, ja vielen erstmals schriftlich an die Hand zu geben und diese Erstbegegnung mit kompakten Erklärungen von sprachlicher Kraft und sachlicher Klarheit zu flankieren. Im Sprechen des Glaubensbekenntnisses in vertrauter eigener deutscher Sprache und im Einklang mit der neu möglich und bewusst gewordenen eigenen Überzeugung lag in der Reformationszeit das Moment einer Ermüdigung des glaubenden Laien gegenüber kirchlicher Theologie und in seiner Kürze und Konzentration eine Abgrenzung gegenüber der Aussagevielfalt von Jahrhunderten. Diese befreiende Wirkung jedoch hat das Glaubensbekenntnis mittlerweile ebenso eingebüßt wie den Reiz des Neuen.

Nach wie vor aber gibt es zur Aufgabe, das Glaubensbekenntnis auszu-legen und zu erklären, keine Alternative. Freilich kann man im beginnenden dritten Jahrtausend, nach zweihundert Jahren kritischer Exe-gese des Neuen Testaments, auch das aus nichts anderem als neutesta-mentlichen Grundgedanken erwachsene Glaubensbekenntnis nicht mehr unkritisch erläutern. Wir werden bisweilen feststellen müssen, dass wir heute manche Gedanken und manches Anliegen des Glau-bensbekenntnisses anders ausdrücken würden, als dies zur Zeit seiner Entstehung geschah. Die Einführung in das Glaubensbekenntnis ver-standen wir auch nicht als Grundkurs in kirchlicher *Dogmatik*, sondern als Versuch der Einsichtnahme in die Entstehung von Grundgedanken des *Neuen Testaments*. Das bedeutet aber, dass Maßstäbe und Ergeb-nisse der neutestamentlichen historisch-kritischen Exegese im Prinzip auch auf die Sätze des Glaubensbekenntnisses zu übertragen sind. Hier liegt der Schlüssel zu neuem nachvollziehenden Verstehen.

Der Mangel an Lebendigkeit und Frische, der dem Glaubensbekenntnis im Unterschied zu manchen weit älteren biblischen Stoffen im Empfin-den vieler Menschen anhaftet, hat noch andere Ursachen als nur sein hohes Alter. Das Glaubensbekenntnis wurde ja gerade nicht primär aus jenem Grund formuliert, den der 1. Petrusbrief nennt, positives Zeugnis abzulegen von der frohen neuen Hoffnung eines Christen, sondern zum einen aus dem *negativen* Motiv heraus, ‚Irrlehren‘ abzuwehren und durch fixierte Formulierungen auszuschließen, was man *nicht* glauben durfte. Beispielsweise dienten bereits die ersten Worte des Glaubensbe-kenntnisses von ‚Gott dem Schöpfer‘, die uns vertraut und wie selbst-verständlich aus dem Anfang des Alten Testaments entwickelt erschei-nen, der Abwehr der Lehre des sogenannten ersten großen Ketzers der Kirche, Marcion, der um 150 lehrte, es gebe *zwei* Götter, einen Schöp-fer, der die Welt leider sehr fehlerhaft erschaffen, und einen Erlöser, der Christus gesandt habe. Das Glaubensbekenntnis *reagiert* insofern in manchen Aussagen auf Lehrentwicklungen, die es zu korrigieren oder zu kanalisieren versucht; es war teilweise ebenso Produkt wie Instru-ment der theologischen Auseinandersetzungen der Alten Kirche.

Zum anderen dienten Frühformen des Glaubensbekenntnisses in den ersten Jahrhunderten, solange noch die Erwachsenentaufe vorherrschte, als Taufbekenntnis; sie sich anzueignen und anzuerkennen war Vorbe-dingung der Taufe. Von einem frisch unterwiesenen Taufkandidaten erwartete man nicht das Artikulieren seiner persönlichen Glaubens-

anschauung, sondern das verpflichtende Einstimmen in die anerkannte Glaubensregel.

Und schließlich waren Glaubensbekenntnisse auch Instrumente kaiserlicher Religionspolitik. Vor allem in der Gestalt des Nicäno-Konstantinopolitanischen Bekenntnisses, das wir hier neben dem Apostolischen Glaubensbekenntnis freilich nicht behandeln, verdankt es sich zu nicht unbeträchtlichen Teilen auch der Einwirkung politischer Interessen. Kaiser Konstantin wollte Anfang des vierten Jahrhunderts die gerade erst von ihm aus der Verfolgung entlassene christliche Kirche zu einer tragenden Säule seines Reiches ausbauen, doch dazu wünschte er sie sich im Inneren ideologisch gefestigt. Die ersten großen Synoden oder Konzilien, welche Bekenntnisformulierungen auf Jahrhunderte festschrieben, waren von Konstantin und seinen Nachfolgern selbst einberufen oder geleitet und sogar inhaltlich beeinflusst worden.

Diese Entstehungsgeschichte lässt deutlich werden, was viele heutige Christen auch ohne kirchengeschichtliche Kenntnisse fühlen: wenn die ersten Worte des Glaubensbekenntnisses „ich glaube“ gegenwärtig nachgesprochen werden, dann äußert in der Regel nicht ein gottgläubiger Mensch seine eigenen selbstgewonnenen, gar originellen oder durch eigenes Nachdenken aus dem Evangelium des Neuen Testaments entwickelten Überzeugungen, sondern dann stellt sich der Sprecher in eine lange Reihe von theologischen Entscheidungen und Vorentscheidungen, auf die Seite jahrhundertalter Rechtgläubigkeit, stellt sich gegen alle sogenannten Ketzereien seit dem zweiten Jahrhundert und sagt auf, was andere lange vor ihm zum Glauben erhoben haben. Dass es so kam und dies nun heute im Glaubensbekenntnis alles mitschwingt, ist nachvollziehbar; doch wenn wir vom Neuen Testament her denken und fragen, was ein Bekenntnis des christlichen Glaubens sei, muss diese Entwicklung auch als teilweise problematisch erkannt und eingestuft werden.

Was bedeutet „Ich glaube“ im Neuen Testament?

Ein Vergleich der Sprachen kann uns weiterhelfen. Am wenigsten präzise scheint das Wort ‚glauben‘ im Deutschen zu sein. Der Volksmund sagt, ‚glauben‘ heiße, ‚nicht wissen‘; und unsere Umgangssprache verwendet das Wort nicht gerade im Sinne religiösen Bekennens. Wenn

jemand sagt, er ‚glaube‘, dass morgen schönes Wetter werde, dann bewegt sich seine Aussage im Bereich zwischen Wissen, Hoffnung, Vermutung, Wunschdenken und Ungewissheit. Von dieser Art ist natürlich das ‚Glauben‘ an Gott und Jesus nicht. Erst der deutsche Umgangssprachgebrauch verführt zu solchem Abgleiten. Das lateinische Verbum ‚credo‘ dagegen bedeutet ‚glauben‘ im Sinne von ‚Vertrauen schenken‘ – sogar das kaufmännische ‚kredit‘-würdig lässt noch das Element der ‚Vertrauenswürdigkeit‘ durchschimmern; und das lateinische Substantiv ‚fides‘ hat neben ‚Glaube‘ eben auch die Bedeutung ‚Treue‘, ‚Zuverlässigkeit‘, aufrichtige glaubwürdige Ehrlichkeit, persönliche Gewissheit. Das Lateinische kommt hier den Ursprachen der Bibel näher als das Deutsche.

Die Ursprachen der Bibel sind das Griechische für das Neue und das Hebräische für das Alte Testament. Im Altgriechischen bedeutet das Verbum πιστεύειν (‚pisteuein‘, glauben): jemandem trauen, etwas vertrauen, vertrauen, treu sein, überzeugt sein, das Substantiv πίστις (‚pistis‘, Glaube) Vertrauen, Zutrauen, Gewissheit. Man könnte daher sagen:

Es geht beim ‚Glauben‘ um eine belastbare Überzeugung aus stabilem Vertrauen.

Im hebräischen Alten Testament wird mit dem entsprechenden Wortstamm אָמַן (‚aman‘) ausgedrückt, dass Gott ‚treu‘ ist (Deut 7,9), ein Mensch einem anderen ‚traut‘ (1 Sam 27,12), ein Mensch sich auf Gott ‚verlässt‘, ihm ‚glaubt‘ (Abraham in Gen 15,6). Selbst das ‚Amen‘ in der Kirche ist von diesem Wortstamm abgeleitet; es bedeutet: ‚So soll es sein‘, ‚das soll gelten‘. Wer ‚Amen‘ sagt, pflichtet bei, stimmt zu, setzt gewissermaßen eine Unterschrift mit Worten. Gegenüber einem irdischen Herrn wie in 1 Kön 1,36 hat das ‚Amen‘ zugleich den Charakter einer Befehlsannahme, der inneren Zustimmung zum Befehl und der Selbstverpflichtung, nun alles zur Ausführung des Auftrags zu tun. Auf Gott bezogen drückt der Prophet Jesaja, mit dem Wortstamm ‚aman‘ spielend, die existenzhaltende Bindung an den aus, der in seiner Treue und Beständigkeit allein die sich auf ihn treu Verlassenden erhalten kann, denn in der Krise der assyrischen Belagerung, die Jesaja mit den Jerusalemern durchsteht, gilt noch aktueller und folgenreicher als sonst: ohne festes Vertrauen auf Gott werdet ihr nicht bestehen können, „glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht“ (Jes 7,9). Ein solcher Glaubensbegriff reicht über das Interpretieren des real Erlebten hinaus in das Mitgestalten des Realen.

Ein schönes kleines aus dem Neuen Testament gewonnenes Beispiel dafür, wie eine Glaubensüberzeugung einerseits auf freiwilliger Entscheidung für eine Interpretation beruht, andererseits weitreichend bindende Konsequenzen mit sich bringt, finden wir bei Paulus im 2. Korintherbrief (5,14) – einer freilich durch verbreitete Fehlübersetzung häufig etwas verdunkelten Stelle:

„Die Liebe Christi hält uns beisammen“ (συνέχει ἡμᾶς, ‚synechei hēmas‘), schließt uns zusammen (und nicht etwa: ‚drängt uns‘; allenfalls: ‚bindet uns‘ in unserer Entscheidung), uns, „die wir urteilen“ (κρίναντας τοῦτο, ‚krinantas tūto‘), die wir zu dem Urteil gelangt sind, die wir uns für die Deutung entschieden haben: „einer ist für alle gestorben – also sind alle gestorben“. – Wie ist das zu verstehen?

Es war eine der grundlegendsten und schwierigsten Entscheidungen für die ersten Christen, dem Tod Jesu eine positive Deutung abzugewinnen. Sie mussten sich zu einer Deutung durchringen, zu einem Ergebnis kommen, zu einem ‚Urteil‘ finden, das aus dem ungeheueren Negativum der Kreuzigung Jesu ein Positivum herausarbeitete. Sie haben sich ‚entschieden‘ für das ‚Urteil‘: Jesus, der ‚eine‘, ist ‚für alle‘ gestorben. Sie hätten sich auch anders entscheiden können. Von Resignation bis Rache, vom Ausschauhalten nach einem neuen Messias bis zur Absage an die widerlegten Ideale Jesu hätten zahlreiche Deutungsrichtungen offengestanden. Aber die ‚Liebe Christi‘ wäre bei solchen Deutungen nicht mit am Werk gewesen, die Liebe, welche sie von Jesus her erfahren hatten, und die Liebe, die sie ihm gegenüber empfanden; und die Anhänger Jesu wären nicht ‚beisammengehalten‘ worden, hätten sie anders ‚geurteilt‘. Doch mit der ‚Entscheidung‘ und Deutung „einer für alle“ binden sie sich selbst: sie können nun nicht mehr so weiterleben wie zuvor, sie fühlen sich nun gleichfalls bis zum Lebenseinsatz an Jesu Ziele gebunden, sie haben zumindest ihr Leben in den Dienst der Ziele zu stellen, für die Jesus lebte und starb. Vers 15 drückt es aus: „Er ist nämlich für alle gestorben, damit die, die leben, nicht mehr sich selbst leben ...“.

Paulus gewährt uns hier Einblick in die Entstehung von Glauben – ohne dass der Begriff fällt: Menschen treffen in Fragen, die sie im Tiefsten berühren, eine Entscheidung, weil sie kaum sinnvoll weiterleben könnten, wenn die Fragen offen blieben; sie entscheiden sich, noch kaum alles verstehend und noch um Klarheit ringend, für Jesus,

für Gott, für die Liebe und nicht gegen sie; und sie binden sich dadurch an Jesus, an Gott, an die Liebe und aneinander, an diejenigen, die auch so denken und entschieden haben, und an ein weiteres Suchen und Gewinnen von Erfahrungen auf der von dieser Weichenstellung, ‚nicht mehr sich selbst zu leben‘, gewiesenen Spur. So entsteht (gemeinsamer) Glaube.

An diesen kurzen, aber dichten Worten aus 2 Kor 5 lassen sich auch verschiedene Stufen der Glaubensüberlieferung illustrieren: Die erste christliche Generation hatte eine Grundentscheidung zu treffen, die ihr weiterhalf, die sie aber wie alle folgenden Generationen band. Die Aufgabe der ersten christlichen Generation war es nicht, die puren Fakten von Jesu Leben, Lehren und Wirken, ihr eigenes tieferschrockenes Erleben seiner Kreuzigung und das folgende ungläubig-staunend glückliche Wahrnehmen seiner neuen Lebendigkeit jeweils separat und möglichst deutungsfrei neutral zu überliefern, damit Spätere sich selbst ein Urteil bilden könnten – auf diese Weise hätte es wohl kaum ein Christentum gegeben bzw. eine Jüngerschaft, die Jesu Kreuzigung überdauert hätte. Ihre Aufgabe war es in der Tat, eine Glaubensaussage zustande zu bringen und weiterzugeben. Umgekehrt ist unser angestammter Platz heute der, am Ende einer langen Überlieferungskette zu stehen und die Vorentscheidungen der Urchristenheit als eine Basis, die auch uns trägt, zu akzeptieren – freilich nicht unkritisch, nicht unreflektiert, nicht unanalytisch. Unsere Aufgabe heute ist gleichsam spiegelbildlich vom anderen Ende her groß: nachzuvollziehen, was die Urchristenheit dachte, zu rekonstruieren, in welchen Schritten sie ihren Glauben entwickelte, diese Schritte sogar daraufhin zu prüfen, ob sie dem Geist Jesu entsprechend in die richtige Richtung getan wurden. Solche Mühe ist weder anmaßend noch überflüssig, sie ist zur geistigen Aneignung des Überlieferten erforderlich; reines Nachlesen oder Nachsprechen garantiert noch kein Verständnis und auch kein wirkliches Einverständnis.

Zwei weitere kleine Beobachtungen an der gewählten Bibelstelle sind hilfreich: In den beiden Jahrtausenden, die zwischen Paulus und uns liegen, ist eine Menge theologischer Aufwand getrieben worden, präzisierend zu erläutern, inwiefern Jesus „für alle“ gestorben sei. Doch solche umfangreichen systematisch soteriologischen* Entwürfe fehlen eigenartigerweise dem nicht, der den Satz des Paulus begreift. Das Neue Testament bedarf nicht der späteren Dogmatik, um zu uns zu sprechen,

um verstanden zu werden. Nicht selten lenkt spätere Lehre auf Gedankenbahnen, die dem Neuen Testament noch fremd sind. Umgekehrt hat die spätere breite Entfaltung des hier noch knospenhaften ‚für alle‘ gerade nicht verhindern können, dass der überlieferte Satzanfang von 2 Kor 5,14 (verursacht von der lateinischen Vulgata*) zumeist ohne Sinnerfassung übersetzt und infolgedessen in der Perikopenabtrennung* – die Stelle ist Epistellesung am Karfreitag – weggelassen wird. So beginnt die gottesdienstliche Lesung gegenwärtig in der Regel mit den Worten: „Wenn einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben.“ Was bei Paulus werbende Argumentation war, klingt nun wie apodiktische Metaphysik. Wer wollte dem spontan zustimmen?

Zum Glauben gehört aber, so sehr er offen ist für Dinge, die ‚jenseits der Physik‘ liegen, die persönliche Zustimmung, das grundlegende Einverständnis, welches aus tiefem Verstehen erwächst. Insofern ist Glaube auch keineswegs ein Gegensatz zum Denken, wie oft gesagt wird. Glaube ist eine spezifische Art, eine erneuerte, tiefere Art, zu denken. Der Glaube durchdenkt und begreift die Welt und das Leben nicht in den an der Oberfläche wahrnehmbaren Kategorien von Macht, Gewalt, Geld, Zwang und Tod – man könnte mit dem 1. Petrusbrief sagen, nicht in den Kategorien, die keine ‚lebendige Hoffnung‘ kennen und vermitteln –, sondern er deutet und versteht das Wirken und Zusammenwirken der Kräfte von Wahrheit, Liebe, Gerechtigkeit, Geist und Leben – und wo er an Grenzen solchen Deutens und Verstehens stößt, entwickelt er, seinem Wesen entsprechend, Vertrauen: Glaube sieht das Leben als dem Tod überlegen an. Glaube versteht Liebe als stärkste Triebkraft der Welt. Glaube weiß, dass der Geist die Materie beherrscht. Das sind seine Qualitäten, die ihn über die „Physik“ erheben.

Daraus folgt abermals: bei derartig neuem Denken, bei solchem Leben aus Vertrauen kann sich niemand stellvertreten lassen; diese neue Existenzform lässt sich nicht erreichen durch einfaches beipflichtendes Hersagen auswendig gelernter Texte; sie lässt sich nicht durch Formelkunde ersetzen. Das wäre absurd. Ebenso absurd wäre es, wenn eine oberste kirchliche Lehrinstanz detaillierte einzelne Glaubensaussagen oder -inhalte formulierte, über Jahrhunderte fortschriebe, bei Bedarf oder Belieben nachlieferte und mit Androhung des Kirchenausschlusses oder gar Verlustes der ewigen Seligkeit forderte, sich diese, verstanden oder nicht und einverstanden oder nicht, zu eigen zu machen – ein solcher Glaubensbegriff tendierte ins Perverse.

Betrachten wir nach diesen Vorbemerkungen nun den Text des ersten Artikels des Glaubensbekenntnisses:

Der erste Artikel

„Ich glaube an Gott“: Wer heute so spricht, gibt zunächst seiner Überzeugung Ausdruck, dass es Gott ‚gibt‘. Darauf lag aber in ältester Zeit nicht der Akzent. Die Existenz Gottes war, als das Christentum aus dem Judentum hervorging, so gut wie unumstritten. Breit gestreuter Atheismus ist ein neuzeitliches Phänomen. Allerdings hatte mit der Ausbreitung des Christentums ins antike Heidentum ein gläubig gewordener Mensch sich nun von den vielen alten Göttern abzuwenden und den neuen einen Gott der Juden und Christen anzunehmen. Dieser wichtige Aspekt aus der Entstehungszeit des Glaubensbekenntnisses, die Abkehr von der alten Götterwelt, wurde neu aktuell bei der Christianisierung der Germanen – nicht zufällig maß Karl der Große dem Glaubensbekenntnis wiederum besondere Bedeutung bei.

Je mehr freilich in den Eingangsworten „ich glaube an Gott“ die neuzeitliche Frage, ob es Gott überhaupt gebe, gehört wird, desto mehr tritt die Bedeutungsfülle des Wortes ‚glauben‘, wie sie in den Vorüberlegungen beschrieben wurde, zurück. „Ich glaube an Gott“ heißt, entsprechend der Wortbedeutung von ‚glauben‘ in den alten Sprachen: ich vertraue auf Gott, ich lebe in der Überzeugung, dass Gott verlässlich treu ist. Es heißt dagegen nicht, dass ich genau wüsste, wer Gott ist, und ihn beschreiben könnte. Der Glaube an Gott kommt mit deutlich weniger konkreten Aussagen aus als der an Jesus – auch deswegen ist der erste Artikel relativ kurz. Das Glaubensbekenntnis sagt zwar dreierlei über Gott aus, dass er „Vater“ sei, „allmächtig“ und „Schöpfer“, aber der Glaube an Gott benötigt kein „Bild“ von Gott – und dies korrespondiert einem Grundanliegen alttestamentlicher Gottesfurcht, sich kein ‚Bildnis‘ zu machen. „Ich ‚glaube‘ an Gott“ heißt, ich entscheide mich für die Weltsicht, dass es außer und über mir und über allen Menschen noch etwas oder jemanden Größeres und Größeren gibt, der oder das ‚vertrauenswürdig‘ ist. Solches Grundvertrauen ist den Glaubenden

gemein. Es schließt nicht aus, dass sich jeder Glaubende Gott etwas anders vorstellt. Gemeinsamkeit im Grundlegenden bei gleichzeitiger Offenheit im Einzelnen ist auch die Tür zum modernen Gespräch mit anderen Religionen. Geistiger Spielraum im Detail der Gottesvorstellung braucht nicht ketzereiverdächtig zu sein. Auch die klassische Dogmatik unterscheidet seit je die *fides qua* (*creditur*), den Glauben, mit dem man glaubt, von der *fides quae* (*creditur*), dem Glauben, der geglaubt wird; anders gesagt, sie unterscheidet die grundsätzliche Haltung glaubenden Vertrauens von den Inhalten des Glaubens. Glaubende, welche die *fides qua* der *fides quae* vorordnen, fühlen sich mit anders Glaubenden dennoch eins im Grundanliegen. Die *fides qua* verbindet, die *fides quae* trennt. Ein Grundvertrauen auf Gott gehört zur *fides qua*. In der Tat kennen viele Religionen – von Konfessionen braucht dies nicht mehr eigens betont zu werden – das Vertrauen auf das oder den Größeren, Guten, Wahren. Deren Gemeinsamkeit zu fördern anstatt sich wegen unterschiedlicher Einzelvorstellungen zu bekriegen, läge wahrlich auf der Linie, sich diesem Größeren Wahren verpflichtet zu wissen.

„den Vater“ ‚Vater‘ ist die erste Aussage des Glaubensbekenntnisses über Gott. Auf zwei völlig verschiedenen Pfaden kann man von diesem Wort aus denken: zum einen kann man das für Jesus typischen Reden von Gott als ‚Vater‘ in den Blick fassen, zum anderen die spätere trinitarische Unterscheidung von Gott, Jesus und heiligem Geist. Weil das Glaubensbekenntnis aus drei Artikeln besteht, die von Gott ‚Vater‘, Gott ‚Sohn‘ und Gott ‚Heiligem Geist‘ handeln, klingt in der Anfangsaussage ‚Vater‘ unweigerlich ein Hauch von Gliederung mit, gewissermaßen „Teil A: Gott senior“.

Wird das Wort ‚Vater‘ aber in diesem Sinne gesprochen, ist es gleichsam als Überschrift verbraucht; als erste inhaltliche Aussage des Glaubensbekenntnisses treten dann die Worte „den Allmächtigen“ in den Blick. Das wäre zu bedauern, denn Jesu Reden von Gott als Vater ist zu aufschlussreich, als dass man es gedanklich ausblenden sollte.

Sosehr wir daran gewohnt sind, Gott als Vater anzusprechen, so ungewohnt und neu war es, als Jesus das tat. Wir verdanken es Jesus, dass wir derart vertraut von Gott reden können. Er revolutionierte damit die Gottesanschauung. Für den gottgläubig Frommen vor Jesus war Gott